

# Was bedeutet mir Heimat?

Adolf Muschg

Was gehört zum Gefühl der Heimat? Denn sie ist zuerst eine Sache des Gefühls, das dem Verstand und der Vernunft vorgeht. Spontan fällt mir zweierlei ein: *Menschen* und ein *Ort*; nach kurzem Nachdenken ein Weiteres: *Sprache* und *Erinnerung*. Aus der Verbindung dieser Elemente ergibt sich Heimat. Fehlt eines davon, fehlt viel, was aber nicht bedeutet, dass es unersetztlich wäre. Doch an der Stelle, wo es vermisst wird, bleibt eine Empfindlichkeit, eine Entstellung zurück wie die Narbe einer Wunde, auch wenn sie zugleich ihre Heilung anzeigt. Dabei ist das Verhältnis der genannten Elemente widersprüchlich, oft streitbar und muss dies sogar sein; denn ihre gelungene Versöhnung würde nicht Heimat bedeuten, sondern Idylle oder Utopie; die bestenfalls ins Reich der Fiktion gehören, im schlimmsten Fall: der Lüge.

*Menschen*: das ist keine Frage; dabei müssen sie uns nicht gleich lieb sein, aber lieb werden können; vertraut, wenn nicht seit Kindertagen (die Zeit ist kein heimatfreundliches Medium), so doch durch die Erfahrung, dass das Selbstvertrauen bei ihnen gut aufgehoben ist, wachsen und gedeihen darf. Wenn es ohne Verwandte gehen muss (was oft leichter geht): ohne Nachbarn, nicht räumliche, aber geistige und seelische, ohne *Freunde* geht Heimat nicht. Sie, und sie allein, können notfalls für das ganze übrige Heimat-Repertoire aufkommen, etwa bei Flüchtlingen, die alles verlieren, was ihnen bisher Heimat gewesen ist, oder Emigranten, die es, freiwillig oder nicht, zurück- oder gar definitiv hinter sich lassen. Dann dürfen Menschen nicht fehlen, und man kann noch von Glück reden, wenn man, wie auf der „Mayflower“ oder einst als Zionist, in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter aufgebrochen ist, die es auch wagen kann, dem Widerstand, dem sie in der „neuen Heimat“ begegnet, zu trotzen. „Kolonie liebt und / tapfer Vergessen der Geist“ – Hölderlins geballter Pentameter erinnert an die Energie, deren griechische Polis-Bewohner bedurften, um sich an entfernten Küsten neu anzusiedeln: Die ihnen heiligste Bürgschaft der Identität, die Gräber der Ahnen, mussten sie dabei zurücklassen, aber zwei andere guten Geister begleiteten sie: Sprache und Erinnerung.

Orte: sie sind das Substrat der Heimat. Nicht nur, und heute nicht mehr, wegen der Ahnengräber. Allerdings: Ortswechsel bedeutet nicht per se Heimatverlust, sonst müssten Nomaden Heimatlose sein; auch Ackerbauern, Ansässige sind nicht ganz immobil. Alle Kulturen, auch die sogenannten Naturvölker, kennen die Exogamie, und für eins der Geschlechter – im Patriarchat: die Frauen – ist sie schicksalhaft mit einem Ortswechsel verbunden: Sie verlieren ihre angestammte Heimat, um in einer neuen Familie Wurzel zu schlagen und einen neuen Stamm mitzubegründen. Die Liebe ist immer der Topos gewesen, der für jedes Opfer an Heimat aufkommen soll, und es so selten tut. „Nur wo du bist, da ist ein Ort“, heißt es in einem Gedicht von Elizabeth Barrett-Browning; aber dass sich der oder die Geliebte bewegen und dabei entfremden könnte, ist in dieser Feststellung nicht inbegriffen. Sie bleibt ein frommer Wunsch, und wenn er sich nicht erfüllt, kann man sich, auch am angestammten Ort, heimatloser fühlen als je. Dann können besonders die Orte, die man mit seiner Liebe für immer zu teilen glaubte, zur schmerhaftesten Fremde werden, und die Erinnerung, mit der man allein ist, zur Qual. Dann erträgt man auch andere Menschen nicht mehr, und muss doch froh sein, wenn man sie noch hat. Die Zeit, die an jedem schönen Verhältnis nagt, kann, wenn sie selbst vergeht, auch wieder neue Verhältnisse herstellen; davon, dass uns immer wieder eine Welt untergeht, steht oder fällt die Heimat noch nicht.

Und doch: dieser eine bestimmte Ort, kein anderer, gehört zum Grundstoff des Heimatgefühls. In ihm lebt das Revierverhalten einer Stammsgeschichte weiter, die weiter her ist als der Homo sapiens. Was auch unserem Großhirn an Konstruktionen der Welt einfallen mag, und wie grenzenlos Geist und Verstand ihren Einzugsbereich ins Astronomische oder Submikroskopische erweitern mögen bzw. die Ökonomie ihre Herrschaft ins Globale: Unsere Emotionen bleiben für den Nahbereich programmiert. Ein verstauchter Fuß in der Familie beschäftigt uns stärker als ein Flugzeugabsturz in Sibirien. Im Zeitalter der Globalisierung, das Raum und Zeit schrumpfen lässt und große Teile des sozialen Lebens in virtuelle Netze auslagert, gewinnt die Verbindlichkeit des Ortes, die Bindung an reale Nachbarschaft wieder einen Sinn.

Dort gilt: Verortete Bürger und Bürgerinnen sind die notwendige Basis einer Politik, die ein immer noch real existierendes Land mit einer realen Wirtschaft zu verbessern hat, statt sich an den Ratings einer

spekulativen Finanzindustrie zu orientieren, Grundsätze an die Statistik abzutreten oder sich die Demokratie durch demoskopische Umfragen besorgen zu lassen. Auch die globalisierte Umweltzerstörung ist nicht mehr aufzuhalten, wenn die Remedur nicht am einzig wirk samen Ort ansetzt, dem unseren. Auch hier hängt Heimat davon ab, ob wir „Wir“ buchstabieren lernen statt „ich“, und „Hier“ sagen statt „Anderswo und überall“ (und natürlich vor allem in China). Hic Rhodus, hic salta. Dieser Sprung am eigenen Ort ist nur möglich, wenn wir ihn als Heimat behandeln; genau so, wie die soziale Gerechtigkeit mit dem nie ausgelernten Versuch anfängt, dem Nächsten gerecht zu werden.

Orte, die Heimat waren oder sein müssten, können auch bei scheinbar noch lebendigem Leib verloren gehen. Wo einmal mein Elternhaus stand – ein unschöner Bau aus dem Ende des vorletzten Jahrhundert, aber der Ort meiner Kindheit, mit allem, was sie bedeutet –, spreizt sich jetzt, bis an die Grenze der erlaubten Ausnützungsziffer, eine luxuriöse Betonarchitektur, die von einem Kreuzfahrtschiff inspiriert sein könnte. Sie gleicht aufs Haar den „Villen im Tessin“, welche, auf einem satirischen Plakat Klaus Staecks, die SPD den „Arbeitern“ angeblich wegzunehmen droht. Mir hat sie nur die Heimat im Dorf meiner Geburt genommen: Ich hatte das Grundstück der Gemeinde verkauft, zu einem für sie günstigen Preis, damit sie ihren Bedarf an öffentlichen Gebäuden decken könne; sie hat es vorgezogen, es später zu einem für sie noch günstigeren zu reprivatisieren.

Aber auch mir ist die neue Heimat, die ich mir einst vom Erlös kaufen konnte, inzwischen durch die Finger zerronnen, und dafür kann ich niemand anders verantwortlich machen als mich selbst. Orte können nicht treuer sein als wir; sie sind ein Bild unserer eigenen Heimat- und Bindungsfähigkeit. Und es kann zum Erschrecken sein, wie die Gegend hinter Tallinn, die ich am Rand eines Kongresses der Adenauer-Stiftung kürzlich besucht habe. Ich ging, auf Recherche zu einem neuen Buch, der Spur eines deutschbaltischen Adelsgeschlechts nach, und stieß nur noch auf die Trümmer der Geschichte, welche von der Kulturhauptstadt Tallinn zwar eine wohlrestaurierte Kulisse, auf dem Land aber nur noch Trümmer hatte stehen lassen. Als ich diejenigen des Löwensternschen Gutshof endlich gefunden hatte, überfiel mich vor den verbliebenen Kellergewölben, die jetzt als Müllkippen dienten, ein Déjà-vu: Hier war ich schon gewesen.

Es stimmte, obwohl ich zum ersten Mal in Estland war. Aber ich hatte vor vielen Jahren in Tarkowskis Film „Der Stalker“ gesessen, der in einer nicht weiter erklärten „Zone“ spielt: Er war in eben der Gegend gedreht worden, in der ich real angekommen war. Wie real? „Zone“ bedeutet, dass ganze Länder zu Un-Orten werden können, heimatloses Areal; von der Geschichte verstrahlt, auch wenn die Vegetation wieder zur Stelle ist: Trümmerflora. Die Katastrophe von Fukushima hatte gerade stattgefunden, das heißt: sie hörte nicht auf. Und der böse oder traurige Blick zeigte mir jetzt auch das Heimatlose der Fast-Food-Buden und Minigolf-Anlagen, die das *Bloodland* der untoten Geschichte mit grellen Tupfern versetzte. So sieht es überall aus, wo Orte aufgehört haben, Heimat zu sein.

### **Und die Sprache?**

Mein Dialekt, derjenige der Zürichseegegend, ist nicht der liebenswürdigste; aber ich brauche ihn auch nicht zu lieben, um ihn liebevoll zu brauchen. Er schenkt mir das unmittelbarste Gefühl von Identität; das Heimatgefühl weicht nicht einmal, wenn ich ihm im Mund eines politischen Gegners begegne, mit dessen Ansichten ich lieber nichts zu tun habe. Dennoch gibt er mir das Gefühl: Wir streiten unter uns. Ich höre die Sprache meines Vaters; diejenige meiner Mutter war winterthurerisch gefärbt; und wenn ich ihr beim Feuilleton-Redakteur der „Neuen Zürcher“ begegnete, wusste ich: Wir hatten das Nötigste gemeinsam. Hochdeutsch, Schriftdeutsch aber war die Sprache meiner größten Errungenschaft: Wie sollte ich mich nicht in der Sprache der Dichter beheimaten, die ich liebte! Es war ein Wunder, sie zu schreiben, und zum Schreiben hatten auch Schweizer Kinder glücklicherweise keine andere.

Später kam das Französische, das Englische, ein wenig das Italienische und Spanische dazu: in der Schule Latein und Griechisch. Alles keine heimatlichen Sprachen, aber solche, mit denen man in der Fremde heimisch werden durfte. Die erworbene Sprachverwandtschaft – zusammen mit dem Gefühl, nicht trotz, sondern wegen vergangenen Unfriedens zusammenzugehören, prägen mein europäisches Heimatgefühl. Es meldet sich sogar da, wo mir eine andere Kultur eigentlich näher liegt, wie diejenige der USA oder – aus ganz anderen Gründen – die japanische. Ich staune selbst über die Nachbarschaft, die ich außerhalb Europas zu Esten oder Portugiesen

empfinde, die mir eher fern liegen: In Washington oder Tokyo rücke ich mit ihnen zusammen. Nostra res agitur.

Womit wir beim Kontinent der *Erinnerung* wären – auch wenn der unter der topographischen Oberfläche liegt, im Jenseits von Raum und Zeit. Er ist die Heimat, die keinem genommen werden kann. Sie ist alles andere als eine Insel der Seligen. Milch und Honig fließen nicht darin, wohl aber die Nahrung für unsere geistige Existenz. Man hat nichts davon geschenkt; es will erworben sein, nicht nur durch äußere Bildung, sondern in der harten Schule, in der man zu einem Selbst wird, ohne Überhebung das Erreichbare an Gewissheit über sich erlangt. Das kann einem niemand mehr nehmen außer dem Tod – oder (das Schlimmste, was einer Person widerfahren kann) die Demenz.

Und was ist mit dem eigenen Staat, kann er nicht Heimat werden? Angenommen, wir haben das Glück, in einer menschenwürdigen, tragfähigen Demokratie zu leben: Dann verbindet er sich einigermaßen zwanglos mit Heimatgefühl. Dass er es nicht begründen kann, bemerkt man erst im Schmerz- und Trauerfall, wenn er einem keine Heimat mehr bieten kann. Diesen Fall erleben politische und auch soziale Flüchtlinge am eigenen Leib; nein, der Staat ist keine Heimat um jeden Preis. Dieser Preis kann so hoch sein, dass man seine Heimat anderswo suchen muss – selbst bei geringer Hoffnung, sie zu finden. An der Heimat ist auch nicht alles geschenkt, aber das Wichtigste; es ist unserer Verfüzung entzogen, wie es zu einem Gefühl gehört, und wir sind auch noch dankbar dafür. Im Kern ist Heimat nicht *gewählt*; sie fällt uns zu. Am eigenen Gemeinwesen aber haben wir nichts geschenkt; seine Freiheit muss gewählt und die Grundlage dafür erkämpft werden. Kein Staat darf sich, ohne diesen Beitrag, Heimat nennen, und am besten hat er mit einem Anspruch gar nichts zu schaffen, den er – wenn er nicht durch bürgerliche Tatsachen gedeckt ist – nur missbräuchlich erheben kann. Ermöglicht er Heimat, so hat er das Beste zu einer Erfüllung getan. Die Schweiz ist die Republik, der ich mich verpflichtet fühle; meine Heimat ist sie nicht, und ich glaube, das ist ganz gut so.